

# IN ERWARTUNG HAUPTMANN'S.

Von

Hermann Bahr.

In allen Künsten gibt es Werke, denen man vom Zeitalter so wenig als vom Volkswesen ihrer Schöpfer anmerkt; ja auch die Sonderart ihrer Kunst, ob sie reden, tönen oder bilden mag, verstummt hier fast, wir werden durch sie nur die Gegenwart des schlechtweg Vollkommenen, des Guten, Schönen, Rechten unmittelbar gewahr. Auf solcher Höhe reichen einander über die Zeiten, über die Völker, über die Künste hin Phidias, Dante, Grünewald, Shakespeare, Bach im nie verstummenden Selbstgespräch der Ewigkeit die Hände; man könnte zuweilen meinen, es sei nur immer wieder dasselbe Werk, das sie schaffen. Doch auch diese Künstler sind Kinder ihrer Zeit, Kinder ihres Volkes, und wenn sie gleich alle dasselbe sagen, jeder sagt doch in einer Mundart, in der es noch nicht vernommen worden ist; darum klingt es immer wieder neu. Die Wahrheit, die jedem Wechsel entrückte, von Urzeiten her unabänderlich gleiche Wahrheit, die alte Wahrheit immer wieder so zu sagen, daß wir aufhören, als hörten wir sie jetzt zum ersten mal, ist recht eigentlich das Amt der Kunst. Und je nach dem Grad, in welchem einem Künstler gelingt, Urweisheit, Urschönheit, Urgesetz in ihrer unvergeßlichen Ewigkeit uns empfinden zu lassen, als wenn sie jetzt eben erst entdeckt, als wenn sie das Werk dieses Augenblicks; sein Werk und unser

Werk wären, nach diesem Grade schätzen wir ihn. Schon in den Anfängen, so weit wir Nachrichten davon haben, ist Kunst immer Wiederholung, aber eine, die zu beginnen scheint. Die Menschheit spricht immer wieder das Wort Gottes nach, aber sie will sich einbilden können, es eben jetzt erst gefunden zu haben. Sie läßt das Schöne, Wahre, Gute, dessen Gehalt allein den Wert eines Kunstwerks bestimmt, nur auf sich wirken als Ausdruck ihres eigenen Sinns, ihrer eigenen Zeit. Das Kunstwerk ist soviel, als es Altes enthält, gilt aber der Gegenwart immer nur soviel, als es neu scheint. Dieses Paradox muß in der Menschheit tief eingewurzelt sein, denn gerade je ernster es eine Zeit mit der Wahrheit und Schönheit nimmt, desto gieriger blickt sie nach der Zukunft aus: Wahrheit und Schönheit scheint ihr immer etwas, was erst kommen wird; daß Wahrheit und Schönheit schon einmal gewesen, ja daß sie vorbei sein könnten, das glauben nur die ganz großen Zeiten. Die ganz großen Zeiten fühlen sich immer als Renaissancen, sie können sich gar nicht weit genug zurückdatieren: die erste Renaissance des Abendlands war die Homers, als Babylon in den jungen Griechen wiedergeboren wurde, die letzten Renaissancen waren das Barock, der alte Goethe und die deutsche Romantik. Je jünger ein Volk, je frischer es noch an unberührter schöpferischer Kraft ist, je mehr es vorhat, desto stärker ist sein Vertrauen auf die Vergangenheit: in ihr sucht es seine Zukunft. Je schwächer Völker werden, desto mehr wird ihnen vor der auf ihnen lastenden Vergangenheit bang, sie wollen ihr entlaufen, so stürzen sie sich kopfüber ins Ungewisse der Zukunft. Die seltsamsten Zeiten aber sind immer die, wann ein Volk zum ersten Mal fühlt, daß es schwach wird. Wie dann alle Kraft noch einmal zusammengerafft wird, ein Volk, um Abschied von sich zu nehmen, noch einmal seiner Jugend

einen letzten zärtlichen Blick schenkt, aber sich schon von seiner neuen Leidenschaft, von der Hoffnung auf die Zukunft, auf ein rettendes Forteilen von sich, entführt fühlt, das gibt dann zuweilen, einen Atemzug lang, Umarmungen von Widersprüchen, Coincidentien der Gegensätze, Scheine der Verwirklichung des Unmöglichen von einem Reiz, daß gerade solche schon sinkende Zeiten, wie die des Perikles, wie der Ausgang des zuletzt eigentlich schon selber an sich nicht mehr glaubenden, heiß gelaufenen Barocks, unvergeßlich durch die Jahrhunderte nachglänzen. Ist es aber erst entschieden, daß die bewahrenden Kräfte nicht mehr ausreichen, die zerstörenden niederzuhalten, in solchen Geschlechtern beginnt dann die Flucht vor sich selbst, sie reißen vor sich aus, „Fortschritt“ wird ihre Losung: denn keine noch irgendwie sich in sich selber sicher föhlende Zeit hat jemals den Wunsch, von sich fort ins Ungewisse zu schreiten. Eine solche Flucht, mit ein paar ohnmächtigen Versuchen, die verwirrt Abstürzenden aufzuhalten, ist die Geschichte des Abendlands seit der großen französischen Revolution; noch weiter fort von sich wird nun der abendländische Geist kaum mehr schreiten können. Seine Geschichte zeigt in den letzten hundert Jahren drei Gruppen: eine beim Ausbruch der Flucht erschreckende, gleich vor ihr warnende, sich wehrende, das Erbe wahrende, Vätersinn hütende (Klassik und Romantik bei uns, mit ihrem Ausklang in Grillparzer, Feuchtersleben und Stifter; Balzac über Baudelaire und Flaubert zu Barrès; Burke über die Praerafaeliten zu Chesterton), ferner eine zweite zur Flucht treibende, fluchtseilige, fluchtüberstürzende, ja sich auch nur vorzustellen, Leben könnte noch etwas anderes sein als Flucht vor dem, was ist, Flucht zu dem, was niemals war, schon durchaus unfähige, schließlich überhaupt in allem Dasein nur noch eine einzige fortwährende Flucht vor sich selbst erblickende, mit

jedem Sinn für Vergangenheit allmählig auch schon allen Begriff einer Gegenwart aufopfernde, ja nach der Zukunft selbst doch nur, um auch sie gleich wieder in den unablässigen Wirbel der alles verschlingenden Flucht einzureihen, drängende (die des „jungen Europa“, des „Liberalismus“ aller Länder mit seinen sämtlichen Abarten, Nacharten und Unarten), und endlich eine letzte, schon auf der Flucht und zur Flucht geborene, für die Flucht als Lebensaufgabe der Menschheit, ja der ganzen Schöpfung erzogene Gruppe, die meiner Generation, deren Schicksal, ja deren Sendung es war, mitten auf dieser endlosen Flucht auf einmal durch einen geheimen Instinkt aufgeschreckt sich zu fragen: Wovon fliehen wir denn eigentlich, wohin fliehen wir, wie lange fliehen wir denn noch? Als ihr zum ersten Mal einfiel, ob man nicht wieder einmal zum Augenblicke sagen könnte: Verweile doch, du bist so schön! mit diesem Einfall, den die Maler zuerst hatten, die Maler des Impressionismus, war zum ersten Mal ein Zeichen gegeben, auf der wilden Flucht einzuhalten. Für uns alle, die wir in den sechziger Jahren zur Welt und zwischen 1880 und 1890 zur inneren, in den neunziger Jahren auch zur äußeren Entscheidung kamen, jetzt aber schon langsam an die Heimkehr denken müssen, ist das die große Caesur gewesen. Wir liefen erst alle bloß um die Wette, wer auf dieser Flucht in die Zukunft der erste voran wäre, plötzlich aber sah sich jeder auf einmal irgendwie geheimnisvoll umgedreht, so daß er zwar immer noch automatisch in die Zukunft weiterlief, aber jetzt mit dem Rücken zu ihr, die vor ihm auferstandene Vergangenheit verwundert, noch halb ungläubig, fast beschämt erblickend oder aber auch, als wenn er sich auf einem Verrat ertappt hätte, gewaltsam sich wieder zur Flucht zurückwendend, mit wachsender Eile, doch nicht mehr ganz sicheren Gewissens.

In „Vor Sonnenaufgang“, im „Friedensfest“, noch in den „Einsamen Menschen“ erschien meiner Generation Gerhart Hauptmann als der Mann ihrer Sehnsucht: hier war mit aller Vergangenheit gebrochen, hier Erinnerung ausgelöscht, hier der große Sprung in die Zukunft getan. Aber noch hatte sich ein unwillig überranntes Publikum von seinem Schrecken, wir Jungen uns vom Siegesrausch kaum erholt, als er, mit der „Versunkenen Glocke“, den Vordersten unter uns, die schon indessen wieder des kaum Erreichten, aber weil es erreicht und also nun selber auch nicht mehr Zukunft war, überdrüssig, ja fast in manchen Augenblicken an dieser bisher so gelobten Zukunft, und vielleicht an jeder, so bald sie sich nähert, irre geworden waren, aufs neue zuvorkam durch eine verblüffende Wendung, nämlich zurück, zum Verse zurück, ins Märchen zurück: wieder sahen wir unseren geheimsten Wunsch erfüllt, und einen, den die meisten von uns selber sich noch gar nicht eingestanden hatten. Daß Zukunft auch im Märchen, daß sie zuweilen in uralten Zeiten liegen kann, wer hätte das zu denken gewagt? Da war nur noch ein Schritt und man fragte sich, ob nicht Zukunft vielleicht nur gerade in der Zukunft niemals liegt. Ein neues Problem war damit gestellt; es wurde das Lebensproblem Hauptmanns, er fragt bis zum heutigen Tage noch, wo wir eigentlich suchen sollen, eben darin ein vollkommener Ausdruck eines Geschlechts, das im Eifer unablässigen Fragens, unermüdlichen Suchens fast vergessen zu haben scheint, ob man denn nicht auch einmal antworten, ob man nicht finden könnte. Daß vielleicht Antworten zu finden sind weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart noch in der Zukunft, aber in einem der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft entrückten Reich, in das Zeit keinen Einlaß hat, das hoch über aller Bewegung ruht, das vor allem Anfang war und nach allem Ende sein wird, und daß eben dort

vielleicht die Kunst daheim ist. Ahnungen solcher Art überschreiten schon die dieser Generation gezogenen Grenzen, der Gesetz, aus seiner eigenen Macht und nicht von Menschen gesetzt, auch menschlicher Zustimmung unbedürftig, vielmehr selbst den Menschen bestimmend, Gesetz eines Seins über dem Menschen, ja vor dem Menschen ein unfaßlicher Begriff blieb.

Hauptmanns Freunde sind immer wieder durch sein neuestes Werk enttäuscht worden. Es schien jedes Mal ihr Bild von ihm zu trüben, durch irgend einen fremden Hauch. Das war der Hauch der Zeit. Jede der leisesten Veränderungen in der deutschen Seele seit dreißig Jahren hat ihre Spur in seinem Werk gelassen; wer einst ihre Geschichte schreiben wird, kann über jeden Abschnitt ein Hauptmannzitat setzen, über den vom forcierten Möchtegernheidentum in Grunewaldvillen so gut als über den von der Herzensnot des Geistes nach dem Herrn Jesus. Wenn Hauptmanns Bild zuweilen ein wenig schwankt, ist's immer im Winde der Zeit. Unsere sämtlichen Brüche hat sein Werk auf einen Nenner gebracht. Wem es mißfällt, der wird mit der Zeit rechten müssen, nicht mit ihm, der Werk um Werk so fortfuhr, wie vor zweiunddreißig Jahren sein erster Auftritt ihn angekündigt hat. Denn eben dadurch hat er ja damals so gewaltig auf uns gewirkt, daß uns in ihm der Dichter erschien, der jeder von uns gern selber gewesen wäre! Da stand vor uns plötzlich in Fleisch und Blut, was wir uns seit Jahren von uns selber mit solcher Inbrunst ersehnt hatten. Erfüllung eines jeden von uns war der junge Hauptmann, und wirklich wie die gewaffnete Pallas aus des Kroniden Haupt, sprang der blasse Schlesier aus dem klopfenden Herzen seiner ganzen Generation hervor: die deutsche Jugend entlud sich. Nicht bloß als Augenzeuge kann ich davon reden, nicht bloß als Leidensgefährte dieser bangen Sehnsucht, sondern auch als ein Mundstück von ihr: noch bevor Hauptmann begann,

waren meine „neuen Menschen“, meine „große Sünde“, rauchende Dramen, Plakate des irren Ungestüms, erschienen, und eben, als er begann, meine „Kritik der Moderne“, die, gleich alles Bisherige mit der Schmähung „Antike“ bedeckend, von uns aus gelassen den Anfang einer neuen Weltordnung datierend, dem ungewiß wogenden Getümmel nun den sammelnden Feldruf gab.

„Kein rückwärts schauender Prophet  
Geblendet durch unfaßliche Idole,  
Modern sei der Poet,  
Modern vom Scheitel bis zur Sohle“

hatte schon Arno Holz verkündet, ich brachte das nun in ein System, wie der richtige Deutsche, wenn er Mut zu sich selber finden soll, immer eins braucht. Auch hörten mir die Gefährten an, daß ich niemals von mir selber sprach, sondern nicht bloß im Namen, nein, wirklich auch im Dienste der Zeit. Ich war den alten Herren zunächst dadurch unliebsam aufgefallen, daß, während es ihr Brauch war, in einem bescheiden klingenden Plural zu sprechen und von sich „wir“ zu sagen, ich dreist immer „Ich“ schrieb, aber die Gefährten merkten schon, daß mit meinem trotzigen Ich ja gar nicht ich gemeint war: es meinte sie, es meinte die ganze Jugend, in jedem von uns drohend zusammengeballt, es meinte die Zeit! Ich kann mich nicht vieler Gaben rühmen, dieser einen aber darf ich's, meinen Vorteil niemals auf eigene Faust, sondern immer nur dienend zu suchen: einer Gemeinschaft, sei's einer Sache, sei's einer Idee dienen zu müssen, um überhaupt handeln zu können, ist meine Leidenschaft geblieben, ich hielt mich immer selber zu mir erst berechtigt, wenn ich mich einreihen konnte; möge mir gewährt sein, daß ich auch den Rest meiner Kraft im Zeichen des Kundryworts verbrauchen darf! Der Wunsch ist übrigens bezeichnend für meine Generation, die, wenigstens solange sie jung war,

durchaus auf Zusammenschluß und Zusammenhang, auf Einordnung in Reih und Glied, auf gemeinsamen Aufmarsch in gleichem Schritt und Tritt zum gemeinsamen Ziel drang und keinen Eigensinn gelten ließ, sondern nur ihren Gemeingeist. Wir standen immer in Bereitschaft; wir waren nur nicht recht einig, wofür. So hat, wer nicht selber dabei war, hinterher zuweilen eher den Eindruck blinden Lärms. Das ist nicht unsere Schuld. An Ernst, Leidenschaft und Treue hat es jener Jugend nicht gefehlt, und sie war mit den seltensten Tugenden begabt: mit Sachlichkeit und Opfersinn. Sie fand nur die Sache nicht, für die sie sich opfern hätte können. Sie war vielleicht gar nicht zur Literatur, zur Kunst bestimmt: es blieb ihr nur kein anderer Ausweg; so fehlt auch ihren besten Dichtern immer doch irgend etwas zum ganzen Dichter, und immer sind ihre Dichter fast alle doch auch wieder noch mehr als bloß Dichter. Ich will darum einmal versuchen, die Geistesart jener Jugend im Erwachen zu schildern: im Berlin der achtziger Jahre, das sich seines eigenen Sinns erst an der Erscheinung des jungen Gerhart Hauptmann bewußt ward und in ihm seine Sprache fand.

Ich war 1883 einer allzu deutschen Rede auf dem Wagnerkommers der Wiener Studentenschaft wegen von der Wiener Universität relegiert und dadurch überall in Oesterreich den Kommilitonen so wert, den Behörden so verdächtig und so sehr das Ziel studentischer Begeisterung und polizeilicher Verfolgung geworden, daß ich sicherlich verbummeln und auf einem deutschradikalen Reichsratsmandat stranden hätte müssen, wäre nicht mein bekümmertes Vater einsichtig genug gewesen, meinen Bitten nachzugeben und es noch ein letztes Mal mit mir zu versuchen, indem er mich an die Berliner Universität ließ. Es muß ihm schwer genug geworden sein, denn er hat Preußen verabscheut. Er war noch ein richtiger Altösterreicher josefinischer Prägung:

schwarzrotgold schwärmend, so weit die deutsche Zunge klingt, für ein einiges Deutschland, das aber sein vaterländisch schlagendes Herz sich nur unter Habsburgs Führung träumen, sein geschichtlich urteilender Kopf nicht ohne Österreich denken konnte; er war als Student eine Zeit in der Familie Schmerling Hauslehrer gewesen. Und nun sah er sein Österreich 1866 aus Deutschland verstoßen: seine Welt brach ein! Denn damit war für ihn Österreich und Deutschland weg, beide waren unmöglich geworden. Auch Österreich selber fühlte sich seitdem um sich selbst gebracht und so wuchsen wir jungen Österreicher auf: vaterlandslos. Das eine Vaterland hatte doch keine Sinne mehr und das andere war uns ja verboten: Entsagung aber, in die mit zurückgewendetem Blick die Väter flüchteten, galt der Jugend für feig. Wir hörten es den Eltern, hörten es unsern Lehrern an, hörten es aus jedem Gespräch heraus: Vorbei, wir sind vorbei, die Fortsetzung folgt jetzt draußen! Und Eltern und Lehrer machte die Bitterkeit ungerecht gegen das verlorene Vaterland: damals fing der Österreicher, der ja niemals an Selbstüberschätzung gelitten hat, nun überhaupt nichts Heimisches mehr gelten zu lassen an-Selbstverspottung, Selbstverachtung wurde Sitte; der Österreicher hat an ihr noch einmal die ganze Kraft seiner Begabung gezeigt, wir wurden Virtuosen des Unglaubens an uns. Aber nun waren wir doch alle, wenn auch Kinder strenger Josefiner, benediktinischen Geistes erzogen: das österreichische Bürgertum schickt seine Söhne zu den Wiener Schotten oder nach Seitenstetten in Niederösterreich, nach Kremsmünster in Oberösterreich, nach St. Paul in Kärnten, und auch unsere weltlichen Gymnasien verleugnen nicht, daß alles was bei uns humanistischer Unterricht heißt, durchaus in der benediktinischen Überlieferung wurzelt; die alten Sprachen herrschen vor und die Helden Homers sind die

stärksten Erlebnisse des Jünglings, der, in einem vagen Platonismus aufgewachsen, gewohnt, an Menschen und Taten das heroische Maß Plutarchs, Caesars oder des Tacitus anzulegen, mit einem ungestümen Verlangen nach Größe die Schule verläßt. Wo fand er es gestillt in einem Lande, das seit fast hundert Jahren jeden Anschein von Größe zu verstecken gewohnt war, sich Grillparzer nur als raunzenden Sonderling, Stifter als schweigsamen Schulrat, Anton Bruckner als täppischen Vetter vom Lande maskiert gefallen ließ und Tegetthoff, den Sieger von Helgoland und Lissa, vor nässender Sentimentalität für Benedek, den Geschlagenen von Königgrätz, vergaß? War diese Zeit ausgestorben von Größe? fragten wir bang. Aber nein, seht doch nur über die Grenze! Dort ist noch Größe genug! Dort ist Bismarck, dort ist Richard Wagner, dort drüben, dort draußen! Byrons I want a hero schrieb ich später als Motto vor mein zweites Schauspiel. Das wars: Verlangen nach Größe, Kraft und Heldentum hat uns, hat gerade die Besten von uns damals zu Verrätern an Oesterreich gemacht, das sich selber verraten hatte.

Ich erinnere mich noch, wie stark mir das Herz schlug, als ich, April 1884, im Anhalter Bahnhof ausstieg, von der Seligkeit des Gedankens überwältigt, nun in derselben Stadt mit Bismarck zu sein, dieselbe Luft atmen zu dürfen wie Bismarck! Zum Essen bei Alexander dem Großen eingeladen zu sein wäre mir auch nicht merkwürdiger vorgekommen als das märchenhafte Gefühl, daß Bismarck, Bismarck! hier leibhaftig unter den Menschen herumging, die daran aber eigentlich offenbar nicht einmal gar so was Besonderes fanden! Ich wußte damals noch nicht, daß Größe zur vollen Wirkung Ferne braucht. Nach Jahren kam ich einmal in Marokko mit einem Beduinen ins Gespräch, das uns nicht eben leicht ward: er kannte kaum

ein Dutzend spanischer Worte. Befragt, woher ich sei, fand ich durchaus keinen ihm bekannten Namen für mein Volk. Deutscher, Österreicher, Wien, Berlin, Kaiser Franz Josef — er schüttelte nur verwundert das mächtige Haupt. Als ich aber sagte: Bismarck, da fing sein edles großes Antlitz zu leuchten an; und dem Landsmann Bismarcks gab er bewundernd die Hand. Die richtige Ferne gehört dazu: Beduinen und österreichische Burschenschafter hatten früher das Augenmaß für Bismarck als Berliner Eckensteher. Und so schlief ich die erste Nacht in Berlin vor Erregung kaum und konnte dann am nächsten Tag die Stunde kaum erwarten, beim Aufzug der Wachablösung den alten Kaiser im Eckfenster zu sehen, den Kaiser, der den alten Traum der Nation erfüllt, den Kaiser des einigen Reichs! Lange stand ich schon, mir indessen Friedrich den Großen betrachtend, immerhin noch mit einer Einmischung von Resten österreichischen Empfindens. Aber da scholl Trommelschlag, die Wache zog auf, der Kaiser zeigte sich und siehe da wars ein ganz einfacher alter Herr, unbeschreiblich rührend anzusehen. Ich verbiß die Lippen, nicht laut aufzuheulen. Darauf war ich nicht gefaßt gewesen: das war ganz was anderes als Größe, das war viel mehr. Fast verlegen stand der alte Herr am Fenster, und es war ihm anzusehen, daß er sein ganzes Pflichtgefühl aufbieten mußte, um ein Schicksal, das er als unverdient groß, ja vielleicht fast als Beschämung empfand, in der guten Haltung, die sein Stand von ihm forderte, tragen zu können. Nachdenklich ging ich weg, aber das Seltsame war, daß mich dieses Bild nun auf allen meinen Wegen durch die fremde Stadt begleitete, sie selber schien ja, ganz wie der alte Kaiser, von allem was unversehens aus ihr geworden war, was sie notgedrungen noch alles werden mußte, nicht gerade freudig überrascht, wenn auch entschlossen, ihre Pflicht zu

zu tun und was sie sich als nunmehr Hauptstadt eines Reichs schuldig war, standesgemäß zu leisten, aber nicht ohne leisen Neid sich vergangener Zeiten erinnernd, von denen es jetzt endgültig scheiden hieß. Berlin war damals das gerade Gegenteil großstädtischen Schwindels: es wuchs und wuchs eilends empor, aber unwillig, sozusagen mit von sich selbst abgewendetem Blick; es hätte sich selber am liebsten nichts davon merken lassen wollen, zärtlich stolz gerade das hegend, was es eigentlich schon gar nicht mehr war, was nur aus Versehen vom Geist des alten Berlin noch stehen geblieben war. Wien war doch viel älter, aber es tat ganz neu. Berlin war schon viel größer, aber es gab sich noch klein. Berlin war auch schon viel reicher, aber ich konnte noch einen alten General leibhaftig in einer humpelnden Droschke zweiter Güte zum Hofball fahren sehen: ein unvergeßliches Erlebnis für den Wiener, dem doch ein Leutnant in einem Einspanner damals etwas Unfaßliches gewesen wäre. Da war ich aus dem Ringstraßenwien ins Gegenteil geraten: in eine Stadt, die sich umkehrt in der Pose der Enge, der Armut, ja fast eines altväterischen Idylls gefiel. Und sie hatte noch alte märkische Kraft genug bewahrt, um sich selber gar nicht merken zu lassen, daß dies alles im Grunde doch schon eigentlich zur Pose geworden war, daß in ihr schon der „Betrieb“ lauend verborgen lag, der zehn Jahre später in amerikanische Halme schoß.

Mir war angeboren, alles was mir begegnete, was mich umgab, Menschen wie Zustände, ganz unbewußt und unwillkürlich als Sinnbilder meines eigenen Lebens, als Stationen meines Inneren, als Zeichen, die mich zu mir selbst wiesen, zu benützen und wenn ich mich allen äußeren Eindrücken willig überließ, wars in einem seltsamen stillen gläubigen Vorgefühl, mein eigener Genius stecke

dahinter; Schutzengel sagen wir Katholiken. So hat mir damals der Anblick Berlins Schichten meines Wesens entdeckt, die sich bisher nicht hervorgewagt hatten. In dieser kühleren Luft fand ich zum ersten Mal Mut zu dem, was Fontane, dessen Werke, den von Person ich erst viel später, als er schon eben siebzig geworden war, kennen gelernt, „Unfeierlichkeit“ nennt. Das hat jeder Österreicher im Blut, aber er hält es für unerlaubt; man redet ihm ein, es gehöre zur guten Form, gleichsam immer in seiner Rolle zu bleiben. Die Vorliebe des Berliners für das „Rüde“ tat mir, sobald ich mich vom ersten Schrecken meiner österreichischen Wehleidigkeit erholt hatte, merkwürdig wohl und ich gewöhnte mich rasch an die Sorglosigkeit, mit der einem der Berliner die Wahrheit oder was er dafür hält, sagt und sie sich aber auch selber sagen läßt. Er ist nicht, was wir unter „taktvoll“ verstehen, aber ich fand bald, wie viel man von taktlosen Leuten über sich erfährt. Ja war hier Ja, Nein war Nein: das ist nicht immer angenehm, aber es erspart einem die Mühe, nun erst dem Ton, in dem bejaht wird, abzuhorchen, ob damit wirklich Ja gemeint oder ein Nein maskiert wird. Auch der in meiner Heimat unbekannte Begriff der Zeit wurde mir allmählich geläufig: ich bemerkte, daß es hier im Norden bei Verabredungen, sich um vier Uhr zu treffen, nicht Brauch war, erst gegen sieben zu kommen. Das Dasein verlor hier viel an Romantik, die Leute schienen mir arg pedantisch, aber an der Eile, mit der ich mich darein fand, ward ich gewahr, welcher Philister zu meinem Entsetzen offenbar in mir stak. Ähnlich erging es mir später in Paris: diese beiden Städte, so grundverschieden sonst, haben mich die bürgerlichen Tugenden, sie haben mich arbeiten, mein Inneres ordnen, Launen wehren, bei der Stange bleiben, Ungeduld zügeln, mit der eigenen Kraft haushalten, mich nicht mehr an jeden neuen Reiz verschwenden, sie haben

mich Entsagung, Selbstbeherrschung und damit erst die richtige Verwaltung meiner Gaben wenn auch nicht ausüben, so doch fortan immer von neuem wieder anstreben gelehrt. Vielleicht weil in Berlin der Achtziger und im Paris der Neunziger Jahre, dort noch aus alter Zeit her, hier nach überwundenem zweiten Empire wieder, das geistige Leben von derselben Menschenschicht beherrscht war: von Söhnen des noch ganz tief in festen sittlichen Überlieferungen wurzelnden, eben erst der ärgsten Not entwischten und halbwegs vor Hunger gesicherten, Entbehrung gewohnten, Leben überhaupt nur als Arbeit kennenden, sich jeden Groschen vom Mund absparenden, weil ihn zinstragend angelegt zu wissen mehr als alles was es sich dafür kaufen könnte, freut, mühsam Schritt um Schritt zu Wohlstand emporkeuchenden, nüchternen, harten, unnachgiebigen, zähen, leidenschaftlich ausdauernden mittleren oder kleinen Bürgertums. Spuren solcher Abkunft trug auch ich in mir. Sie waren in Wien verwischt worden, nun entsann ich mich ihrer wieder, ja so sehr, daß ich zu meiner höchsten Überraschung auf den Einfall kam, einmal den Versuch zu wagen und in Berlin die Kollegien nicht zu schwänzen. Ich schrieb sogar mit und habe mir manches Heft bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Ich hatte mich entschlossen, Nationalökonomie zu studieren, eine Wissenschaft, von der ich zwei Jahre früher noch kaum den Namen kannte: plötzlich war sie die Leibspeise des neuen Geistes geworden. Auf alle Fragen, die wir jungen Leute vergebens an die ratlose Philosophie, an die durch ihr nüchternes Ignorabimus enttäuschende Naturwissenschaft stellten, schien hier Antwort; sie war gewissermaßen der Okkultismus jener Zeit, von ihr hofften wir zaubern zu lernen, eine glücklichere, menschenwürdige Zukunft herbeizaubern. Auch hatte sie den Reiz, nicht bloß Erkenntnis zu verheißen, sondern

zur Tat aufzufordern: sie half uns das Leben meistern, die Gestalt einer neuen Welt entwerfen, alte Träume der Sehnsucht verwirklichen. Sie war mehr als Wissenschaft, sie war auch noch Kunst, sie war die Wissenschaft einer geheimen Kunst, der Kunst, aus der Arbeit Gold zu machen. Wirklich als Alchimie der Zukunft sozusagen empfanden wir sie. Denn wie Jugend ja stets alles zunächst beim Ende anfängt, verstanden wir unter Nationalökonomie natürlich nicht die Lehre Adam Smiths, dieser englischen Krämerseele, sondern wir meinten damit die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, wir meinten Bismarck. Der erste Nationalökonom, den ich las, war Rodbertus, der Gutsherr von Jagetzow, und auch alle anderen kamen für mich nur als Vorarbeiter der bismarckischen Sozialreform in Betracht. Daß Adolf Wagner als ihr Berater galt, hatte mich so magisch nach Berlin gezogen: im Grunde war ich als Nationalökonom an die Berliner Universität gegangen, um bei Adolf Wagner Bismarck zu hören. Und die Vorlesungen genügten meiner Ungeduld schon im Voraus nicht, ich wollte mit einem Satz gleich mitten ins Geheimnis hinein, ich wollte gleich die letzten Weihen, ich wollte gleich in Wagners Seminar Einlaß, zu seiner Intimität. Mein erster Weg ging also nach Charlottenburg, wo Wagner damals wohnte. Mai wars, das Gärtchen ums Haus in Blüten, ich auch. Man wies mich im Erdgeschoß in ein weites Gemach, da stand er in dem großen, ersten Raum vor dem hohen Fenster am Pult, die Feder in der Hand, ohne sich durch meinen Eintritt stören zu lassen, schlank, die Schultern emporgezogen, der ganze Mann in Arbeit eingespannt, ja förmlich in ihr erstarrt, nur seine Brille glänzte geschwind zu mir herüber und ein kurzes Nicken, das ich eigentlich mehr bloß empfand als wahrnahm, hieß mich reden. Erst als ich meinen Wunsch ausgesagt hatte, ohne zu verhehlen, daß es mir an allen Vor-

kenntnissen gebracht, gab er einen Laut von sich, einen eigentümlichen Zungenschlag oder Gaumenknall, halb ein Schnalzen, halb ein Kauen, das seine Gewohnheit war. Es begann ein Verhör, rasch, ungeduldig, nicht angenehm. Der viel geschäftige, von so vielen Pflichten umdrängte, bald aus dem Seminar zur Vorlesung, bald wieder von der Wissenschaft in die Politik, nach atemloser Tagesarbeit abends noch zu Volksversammlungen weit draußen irgendwo, mit Stöcker zusammen, eilende, für sein eigenes Werk: die „Grundlegung“ und den neuen Band der „Finanzwissenschaft“ nur die Hast abgesparter Viertelstunden erübrigende, gleichsam auf dem Sprung lebende Mann hatte seine Zeit so haarscharf eingeteilt, daß sich da wirklich nirgends eine der behaglich verweilenden Artigkeiten einschieben ließ, mit denen der Österreicher sein Leben verbringt. Bevor ich mich recht besann, war ich schon wieder draußen und staunte nur, daß er mich, nach einem letzten musternden Blick achselzuckend und wieder mit jenem gaumig abschnalzenden Laut, als wenn ich ein Pferd wäre, schließlich doch in sein Seminar aufgenommen hatte. Das war nun einer von den unverdienten Glücksfällen meines Lebens. Denn ich trafs gut, Wagner selber hat nach Jahren noch gern immer wieder von diesem Jahrgang erzählt: die „Mischung“ sei niemals besser gewesen. Da war vor allem Heinrich Dietzel, jetzt in Bonn, längst Geheimrat, von uns allen Wagners eigener innerer Art der Nächste, knapp, klug, kühl, selbstbeherrscht und selbstverwahrt, Distanz haltend und Distanz nehmend zu Menschen wie zu Dingen, immer eher geneigt, zu wenig als zu viel zu sagen, ein Spötter voll Mißtrauen, auch gegen sich selbst, nicht gerade hochmütig, doch hochsinnig, nicht herablassend, sondern ruhig auf seiner Höhe bleibend, den anderen höflich seine Fläche zukehrend, schamhaft seine Tiefe verbergend, und einer von den ganz seltenen

Menschen, deren Tugenden der Schatten fehlt, schärfsten Verstandes, doch nicht ohne Gemüt, ein fast harter, aber zarter Mann, verhalten, doch nicht verschlossen, eigenartig ohne Eigensinn, entschieden ohne Rechthaberei, sarkastisch, aber gutmütig, die Schwächen anderer auf den ersten Blick durchschauend, aber nachsichtig, bei starken inneren Impulsen äußerlich die Ruhe selbst, so wohlgeboren und wohlgezogen als wohlabgewogen und wohlausgegoren, ganz aus einem Stück völlig aufgebaut ohne jeden Anbau, so zusammenhängend, daß man sich schon damals nicht vorstellen konnte, er wäre jemals unreif gewesen, wie man sich wieder heute nicht vorstellen kann, daß er jemals altern wird, aber dieses Wunder von einem Menschen, damals schon und heute noch, nun seit je so behutsam und unscheinbar gebrauchend, daß es die meisten gar nicht bemerken, wodurch ihm nun freilich seine gelehrte Carrière sehr erleichtert worden ist. Ihm nicht unähnlich Wolfgang Heine, mein bester Freund, damals eben vor dem Referendarexamen, Stockpreuße, doch von der zu jener Zeit nicht seltenen weimarisch angehauchten Art (sein Vater war Rektor in Weimar gewesen, bevor er das Gymnasium in Brandenburg übernahm), und Stockprotestant, nicht im konfessionellen, aber in Goethes Sinn („der Prediger steht zur Wache . . . und will in Kunst und Wissenschaft wie immer protestieren“), und dazu nun dann auch noch stockernst, von jenem grimmigen Ernst der Norddeutschen, der sich mit der reinsten Herzensheiterkeit sehr gut und allenfalls auch gelegentlich noch mit Berserkeranfällen einer wilden Ausgelassenheit verträgt, aber vor jeder Art Ironie, gar meiner zuletzt dann immer auch noch sich selbst ironisierenden, fassungslos steht, für mich das erste Beispiel einer mir bis dahin ganz unbekanntem, zunächst fast unbegreiflichen inneren Mischung, zu der man wohl blond geboren

sein muß, Mischung nämlich von unverlierbarer Unschuld eines ganz unmittelbaren, mit instinktiver Sicherheit, ja fast automatisch wirkenden sittlichen Empfindens mit einer bei solcher angeborener innerer Entschiedenheit ganz unbegreiflichen, jedenfalls unnötigen Lust an Abenteuern des Intellekts, um durch immer stärkere Belastung gleichsam die Tragkraft jenes Empfindens, die Standhaftigkeit des Gewissens immer von neuem wieder zu prüfen, wie denn eben damals der Sohn des Brandenburger Domherrn, zum preußischen Offizier oder Beamten vorbestimmt, Vertrauensmann der in den antisemitischen „Vereinen Deutscher Studenten“ versammelten extremsten Nationalen, Redakteur des „Kyffhäuser“, unbedingter Bismärcker, gerade, zunächst bloß aus intellektueller Rechtschaffenheit, bloß um in voller Kenntnis des Gegners über ihn urteilen und sich gegen ihn für Kaiser und Reich einsetzen zu können, allmählig Schritt für Schritt unversehens so tief in den radikalen Sozialismus, in das was durch die Sozialreform Bismarcks überwunden werden sollte, geriet, daß er dann schließlich, schon weil es unter dem Sozialistengesetz feig ausgesehen hätte, wie Furcht vor der Polizei, plötzlich nicht mehr einhalten, nicht mehr abschwenken und nicht Reservelieutenant werden konnte, sondern sich für den Beruf eines Rechtsanwalts entschied, was damals richtiger altpreußischer Empfindung nach eine *capitis deminutio* schien. Er war der erste durch und durch blonde Mensch, den ich näher kennen lernte; Zuverlässigkeit, Arglosigkeit, intellektuelle Rechtschaffenheit und was ich nicht anders als Herzensreinheit des Verstandes zu nennen weiß, traten mir zum ersten Mal in Person entgegen. Ich hatte bei größter Regsamkeit des Geistes, bei stärkstem Interesse für alle Fragen, doch bisher keine rechte Vorstellung, daß einem etwas zum inneren Problem werden kann. Für ihn gab es eigentlich überhaupt nichts, was ihm

nicht zum Problem geworden wäre. Ich hätte, rings mit so drohenden Problemen besetzt, kein Auge mehr zudrücken können; ihn ließen sie ruhig schlafen. Ich empfand an ihm zum ersten Mal einen ganz tiefen und unaussprechlichen Gegensatz zwischen norddeutschem und süddeutschem Wesen: sie nehmen alles ernst, wir eigentlich meistens gar nichts; aber dabei haben wir das Gefühl, daß wenn wir jemals etwas ernst zu nehmen genötigt wären, es unser Leben kosten würde, während wir mit Verwunderung gewahren, daß sie dabei ruhig weiter leben können, und nicht bloß dabei, sondern geradezu davon. Wir bewundern an ihnen vor allem, wie leicht es ihnen wird, alles schwer zu nehmen. Sie finden uns oberflächlich, sie tauchen in Tiefen, aus welchen wir, einmal unten, nicht mehr empor könnten; die Behendigkeit, mit der sie gleich aus der Tiefe wieder zurückkehren und, als wäre nichts geschehen, weiterleben, bewundern wir sehr; aber wir bleiben schon lieber, was wir sind.

In jenem Seminar saß unter uns auch ein hochgewachsener, stiller, fast eher schüchterner Student, Werner Sombart, damals noch gar nicht aggressiv und den Sturm seiner Intuitionen entweder selber noch nicht ahnend oder jedenfalls gut vor uns verbergend, heute Wagners Nachfolger auf seiner Berliner Lehrkanzel. Ferner war ein streitbarer junger Böhme da, Karel Kramař, schon Doktor, von stupendem Wissen und uns allen an Willenskraft, gerader Richtung auf sein Ziel und entschiedenem Schritt weit überlegen, was er uns auch gelegentlich zu verstehen gab, ein glänzender Debatter, unübertrefflich gar in der Repartee, katzenhaft, bald schnurrend, bald wieder unversehens losfahrend, zuweilen seinen Spott über unser Treiben, das ihm kindisch genug vorkommen mochte, kaum verbergend, als der Einzige von uns, der der Wissenschaft nicht bloß um ihrer schönen Augen willen

diente, sondern ganz genau schon seinen Weg wußte, einen Weg dicht am Galgen gerade noch vorüber ins Prytanäum seiner befreiten Nation. Er war damals mein ewiger Widerpart, er ein geborener Hussit mit einer auf Rußland placierten Romantik, ich ein fanatischer Bismärcker und noch mit Eierschalen des Schönerianers. Wir lauerten nur, auf einander loszufahren, zur größten Freude Wagners, der diese richtigen Austriaca, die wir im Grunde doch beide waren und, unser Vaterland überlebend, blieben, mit stillem Behagen genoß. Darin lag recht eigentlich die Kraft, die viel mehr als einen Lehrer, die aus ihm den großen Erzieher einer ganzen Generation gemacht hat: seine Kraft, das Geheimnis des Schülers aufzuspüren, seine Passion an einer wahren Treibjagd auf das Geheimnis, bis es sich ihm ergab, bis an diesem Schüler alles bloß Angelernte, bloß Angeflogene, bloß Vermeintliche, Gesuchte, Gewollte, jede bloße Denkgewohnheit, aller Drill, alier Schein weg und nur das ganz Wurzelechte, das ganz Hieb- und Stichfeste, wofern er überhaupt derlei hatte, noch übrig, aber damit nun auch seine Begabung entdeckt war; an den echten Stellen ist nämlich Jedermann begabt. In der sokratischen Methode des Herausholens junger Menschen aus ihrem inneren Versteck war er ein Meister ohne gleichen. Er hatte darum auch noch eine Schule, während, womit sich Schmoller umgab, eher nach einer Klientel aussah.

Ich war als leidenschaftlicher Adolfwagnerianer von vornherein mißtrauisch gegen Schmoller, und er erwiderte das. Sein Seminar schien mir von einer unerträglichen Langweile. Ich merkte nicht, daß hier insgeheim schon ein Verfahren vorbereitet wurde, das zehn Jahre später an den Universitäten zur Vorherrschaft kam: bei Schmoller kündigte sich behutsam der Einzug des „Betriebs“ in die Wissenschaft an, der Ersatz des Gelehrten durch den Zettelkatalog. Das

konnte ganz unbemerkt geschehen, weil Schmoller selber noch durchaus eine Gelehrtennatur alten Schlags war, eine zwar stille, doch starke, wenn auch auf Schwabenart verkniffene, doch durch seinen verhaltenen Ehrgeiz ganz hohen Stils unablässig gesteigerte Persönlichkeit. Wagner verschwendete sich mit beiden Händen, Schmoller sammelte die Brosamen seiner Begabung, er war erfinderisch im Sparen; ihm verdanken wir einen ganz neuen Begriff wissenschaftlicher Organisation, die dadurch allmählich demokratisiert und auch den Unbegabten zugänglich gemacht worden ist; Talent wird als Störung empfunden. Ich hatte zu Schmoller von vornherein einen schlechten Stand. Sein zögerndes, nichts geradezu bejahendes noch geradezu verneinendes, abwägendes, berechnendes, auf den Krücken von Einerseits und Andererseits schleichendes Wesen, in dem die Vorsicht überwog, war mir, gar an dem glänzenden, unaufhörlich blitzenden und in seiner Pedanterie doch fast ritterlichen Wagner gemessen, unleidlich. Wie viel Reife des Urteils, welche Weite nicht bloß, sondern doch auch fast Größe des Überblicks, ja wie viel ruhig gestaltende Kraft aber doch im Grunde seiner behutsamen Mäßigung verborgen lag und daß alles Listige, fast Arglistige, Bauernschlaue, das schwäbisch Faustdicke hinter den Ohren, wie wir Studenten damals sagten, vielleicht nur ein Stacheldraht war, der ihm das Gefühl von Sicherheit geben sollte, das er, um ungestört und unbedroht ein freier furchtloser Geist zu sein, nun einmal brauchte, dies ist mir nach vielen Jahren erst allmählich aufgegangen. Daß er Feudalen wie Radikalen als Kompromißmensch gleich verdächtig war, nahm er mit seinem gewohnten lauernenden Schmunzeln hin, aber gerade diese mir damals so verhaßte Neigung zu Kompromissen kam vielleicht aus einer Erkenntnis, zu der seine Zeit noch nicht reif, durch die er uns allen voraus war, der Erkenntnis, daß die

Grundlage gar nicht, wie wir alle meinten, „Individualismus oder Sozialismus“ hieß, sondern höher lag, über beiden und für beide von derselben entscheidenden Bedeutung, von beiden noch ungelöst, daß es die Frage war, wie die Menschheit, sie sei sozialistisch oder individualistisch geformt, sei monarchisch oder demokratisch regiert, sich über den Klassen und den Parteien eine den ruhigen Gang des gemeinsamen Lebens hütende, dem Tagesstreit entrückte Macht sichern kann. Er war in Zeitfragen vielleicht darum so geneigt, sich abfinden zu lassen, weil er, über sie hinweg, seinen geschichtlichen Blick auf Sorgen gerichtet hielt, die damals noch wie blauer Dunst in weiter Ferne schwammen. Auch für den eigentümlichen Reiz seines Stils fand mein Ohr erst später Geduld. Auch sein Stil ist ein Leisetreter. Er hat weder das wuchtige Pathos Treitschkes noch Adolf Wagners aggressive Sachlichkeit noch Rankes incognito reisende Hoheit, aber dafür, was damals schon selten war und seitdem ganz ausgestorben ist: Diskretion. Ich war damals in meinen Urteilen über Menschen noch viel zu rasch, um zu gewahren, zu welcher inneren Höhe sich dieser mit so vielen kleinen Tücken und Winkelzügen gespickte Spießbürger doch allmählig gesteigert hatte, so ließ ich es an dem Weihrauch fehlen, den er von seinen Schülern gewohnt war, unser gegenseitiges Mißtrauen wuchs und schließlich fand sich auch noch ein Zwischenträger, durch den ich erfuhr, Schmoller habe vorsichtig den Verdacht angedeutet, ich hätte gar kein Abiturientenexamen, sondern sei sogar urspünglich Kaufmann gewesen. Es gelang mir, Gott sei dank, mich von der Schmach dieser entsetzlichen Verleumdung glänzend zu reinigen. So lieb verzopft war damals noch unser akademisches Leben!

Auch in Vorlesungen anderer Fächer war ich gern zu Gast. Am liebsten beim ehrwürdigen greisen Zeller. Schon sein

bloßer Anblick, allem Niedrigen Schweigen gebietend, ist mir unvergeßlich geblieben: durch seine Gegenwart allein schien die Wirklichkeit einer idealen Welt verbürgt, er war selber ihr leibhaftiger Beweis. Auf seiner Würde, fast der eines alten Benediktinermönchs, lag ein Hauch heller attischer Anmut, sein hoher Ernst verlor nie das stille Lächeln aller am Baum des eigenen Lebens gereiften Weisheit und eine Luft von solcher Reinheit umgab ihn. daß ich unwillkürlich wieder an meinen geliebten Salzburger Lehrer Josef Steger erinnert wurde; alle diese nachgeborenen Griechen, welchen Stammes und welcher Konfession immer, sehen einander ähnlich. Gemeinsam ist ihnen auch ein merkwürdiger Stolz auf Armut: sie zeigen sich entschlossen, nur vom Geiste Freuden anzunehmen, jedes andere Glück aber, welcher Art immer, von vornherein höflich dankend abzulehnen. Zeller hatte das offenbar schon aus Tübingen mitgebracht, doch ein Berliner Zuwachs war daran unverkennbar, wie denn süddeutsche Tugenden oft in der härteren Berliner Zucht erst zur vollen Besinnung kommen, schon dadurch daß sie hier erst gewissermaßen auf sich pochen lernen. Und Berlin ist ja dieser alten deutschen Sitte, daß geistiger Adel irdischen Wohlstand, wenn er ihn nicht geradezu verachtet, jedenfalls als etwas höchst Gleichgültiges und eher Störendes empfindet, lange treu geblieben, bis in die Mitte der neunziger Jahre hinein.

Treitschke war damals schon völlig taub, sein eigenes Wort nicht mehr hörend und also unfähig, die Rede zu meistern, die nur wie ein qualmiger Erdbrand aus seinen bellenden Lippen brach, aber mit welcher Wildheit in den einwärts starrenden, von inneren Gesichtern kochenden Augen, mit welchem Paroxysmus einer fast verruchten Willenskraft, aus seinem Glauben Gott und die Welt zu gestalten, und sozusagen furor teutonicus, aber zugleich auch altes Testa-

ment in einer Person! Und daß wir seinem rauchenden Enthusiasmus insgeheim etwas Gewaltames, ja fast etwas Unreines, vielleicht die Todesseufzer seines eigenen erstickten Heimwehs nach einer verblühten stilleren Zeit, in der die Deutschen noch ein leidendes Volk gewesen, anzuhören glaubten, gab ihm nur noch mehr Macht über ein Geschlecht, das dumpf voraus empfand, daß ihm bestimmt war, Abschied von vielem zu nehmen, um unbewußt in die Zukunft zu stürmen. Zwischen Zeller und Treitschke, jenem sinnenden Benediktiner und diesem keuchenden Archilochus, zwischen dem lieben alten Tübinger Deutschland der inneren Freiheit durch Entsagung und dem neuen Preußen der erobernden Tat war uns die Wahl gestellt. Ich aber widerstrebe jeder Wahl, ich bin ein so starker Ja-sager, daß ich immer auch jedes Nein bejahen und auch das Nein, das durch ein Ja weggewiesen wird, irgendwie noch mit in dieses Ja wieder hineinnehmen möchte: lange bevor ich den Namen des Cusaners zum ersten Mal hörte, war ich mit seiner oppositorum coincidentia vertraut. Ob also nicht über jenem Tübinger und diesem preußischen Deutschtum noch ein drittes möglich und recht eigentlich dieses gerade das meiner Generation vorbestimmte Werk wäre? Da traf mich, als ich eines Tags, aus dem Colleg, in solchen Gedanken durch den Vorgarten schritt, dort wo die Humboldts sitzen, unversehens der Strahl eines blauen Blicks von solcher Reinheit, daß ich der hohen Gestalt des Jünglings mit diesem unvergesslichen Seelenblick wie gebannt nachging. Ich erfuhr, es sei Heinrich von Stein, ein junger Dozent, Schüler Dührings, Erzieher Siegfried Wagners; er ist später die letzte von den „großen Hoffnungen“ Nietzsches geworden. Ich war entschlossen, sein Schüler zu werden. Es kam nur in den nächsten Tagen immer wieder irgend etwas dazwischen, ich vergaß zunächst, und als mir, nach Monaten,

mein Entschluß wieder einfiel, war Stein nicht mehr in Berlin. Er hätte mir den Umweg abgekürzt. Denn in ihm war ja schon jenes dritte Deutschland; und zu seiner Coincidenz solcher Oppositen wie Dühring, Wagner und Nietzsche gehörte noch eine ganz andere Spannkraft! So ging ich im Leben noch einige Male an entscheidenden Begegnungen vorbei, sie sogleich erkennend, aber dann verbummelnd. Ich habs meinem guten Genius nicht leicht gemacht.

Indessen hatte sich allmählich eine streitbare Freundschaft mit Wolfgang Heine hergestellt, vielleicht eben aus dem polaren Gegensatz unserer Naturen: mein hoher Flatterflug ließ ihn erstaunen, ich nahm an ihm wahr, was Ernst, Sachlichkeit und Bedürfnis innerer Ordnung, geistiger Rechtchaffenheit und standhafter Treue gegen sich selbst sind; ich fing zu bemerken an, daß es ein Gewissen des Intellekts gibt. Er zürnte mir oft, ich mußte zuweilen über ihn lachen, und als ich aus meiner ersten Behausung in der Zimmerstraße nun, um ihm näher zu sein, in den Norden zog, in die Kalkscheunenstraße hinter der Kaserne des zweiten Garderegiments, waren wir bald unzertrennlich. Unsere heftigen Debatten, meistens auf seiner Bude in der Luisenstraße beginnend, dann die halbe Nacht hindurch im ersten Stock des Café Bauer, wo wir sämtliche Zeitungen verschlangen, fortgeführt, bei Morgengrauen, indem wir einander immer wieder durch die Karlstraße noch einmal hin und her begleiteten, noch immer nicht erschöpft, hatten zunächst immer wieder dasselbe Thema, für das er einen neuen Namen fand: er wars, soviel ich weiß, der, in dem von ihm redigierten Kyffhäuser, zuerst das Wort „nationalsozial“ geprägt hat. Gemeint war, die Hohenzollern zu sozialen Kaisern, das Deutschland Bismarcks auch für den Arbeiterstand bereit zu machen. Wir fingen damit an, es gelte jetzt auch den Arbeiter für das deutsche Vaterland zu „gewinnen“, ohne

daß uns zunächst auffiel, wie merkwürdig doch eigentlich ein Vaterland war, für das ein ganzer Stand, ein so großer, so breiter, täglich mächtiger empordrohender Stand, erst gewonnen werden mußte. Wir schwärmten für Bismarck und hatten den Zürcher „Sozialdemokrat“ abonniert, den eben unseres geliebten Bismarcks Polizei so streng verboten hatte, daß man ihn jedes Mal, nachdem er über die Schweizer Grenze geschmuggelt worden, aus einer anderen unverdächtigen kleinen deutschen Stadt in einem jedes Mal die Handschrift, das Format und die Farbe wechselnden Couvert erhalten mußte. Ich zog noch am siebzigsten Geburtstag des eisernen Kanzlers in den Farben meiner Wiener Burschenschaft durch die Wilhelmstraße mit, schwang begeistert meine Fackel zum Fenster, in dem der Gewaltige stand, hielt auf dem Commers die rituell „flammende“ Rede und war wenige Monate später schon bei der Polizei „notiert“, weil ich an verbotenen Zusammenkünften mit Bebel, Liebknecht und Vollmar teilnahm. Ich wunderte mich damals arglos, warum denn nicht auch Bismarck einmal bei diesen verbotenen Zusammenkünften erschien; ihm hätte Vollmar, der ihm an inneren und äußeren Wuchs glich, eigentlich gefallen müssen. „Man muß seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen“: wäre Bismarck noch jung genug gewesen, auch auf sein Verhältnis zur Sozialdemokratie diesen Grundsatz anzuwenden, so wären wir Nationalsozialisten nicht eines Tages plötzlich als Sozialdemokraten aufgewacht. Wir empfanden das gar nicht als Untreue gegen ihn; wir meinten eher, er sei sich selber untreu worden. Wir ließen nicht ab, ihn ehrfürchtig zu lieben, nur freilich anders, wir hätten mit Othello sagen können:

„Cassio, I love thee:

But never more be officer of mine.“

In seinen Anfängen war unser Sozialismus zunächst humaner

Herkunft, bald mit nationaler Bestätigung. Engels hatte mit seiner „Lage der arbeitenden Klassen in England“ das Gewissen des Bürgers aufgeschreckt, der, schon um seinen Reichtum behaglich genießen zu können, ihn von den ärgsten Blutspuren gereinigt sehen wollte. Rodbertus hatte mit dem Gespenst neuer Barbaren, deren Sturm unsere ganze Gesittung hinwegfegen würde, gedroht. Scham und Furcht wirkten zusammen, Menschlichkeit und Berechnung stimmten überein, dem Herzen nickte der Kopf zu. Bismarck hatte die Gelegenheit, den verhaßten „Freisinn“ um den letzten Rest seiner nur noch aus achtundvierziger Erinnerungen aufgewärmten Popularität zu bringen, und einem Preußen, das zum sozialen Staat wurde, hätten es die Arbeiter an Staatstreue nicht fehlen lassen. Ich weiß heute noch nicht ob das wirklich so utopistisch gedacht war, als man der kleinen Schrift, in der ich es damals aussprach, vorwarf. Der alte Schäffle war ihr Anlaß, mit seinem nicht sehr klugen Buch über „die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie“, dem ich mit meiner „Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle“ witzig, wenn auch ungezogen antwortete. Sie hat damals eigentlich nur im böhmischen Hochadel gewirkt, auf dessen Sch'össern man sich gerade zu jener Zeit von Schäffle seufzend sozialpolitisch belehren ließ; die jungen Herren rächten sich für diese Pein, indem er bei ihnen fortan nur „Der Einsichtslose“ hieß. Meine Schrift kam also doch eigentlich an die falsche Adresse. In Berlin aber galt ich seitdem für „verdächtig“, und während ich eher erwartet hätte, zu Bismarck berufen und sein vortragender Rat für Hohenzollernsozialismus zu werden, rieten mir Freunde zum Abschied von Berlin, bevor er zur Ausweisung würde. So ward der Doktor der Staatswissenschaft zunichte; sonst wäre ich jetzt längst preußischer Geheimrat und heute vielleicht, wer weiß? Reichskanzler.

Aber nicht bloß Enttäuschung über die kaiserliche Botschaft von 1881 ließ uns an dem alten Preußen, von dem wir uns die Kraft zur sozialen Erneuerung der Welt erhofften, irre werden, sondern wir entdeckten nun auch noch, daß es gar nicht mehr das alte Preußen war. Das alte Berlin, das Berlin Schadows und der Rahel, wo sich, wenn er am Brandenburger Tor die Wache kommandierte, der Leutnant Chamisso die Zeit mit griechischer Grammatik vertrieb, das Berlin E. T. A. Hoffmanns, das Berlin Zelters, das Berlin Lessings, gab es denn das überhaupt noch? An gewissen, märkisch wehenden Märztagen schien es noch in der Luft zu liegen. Und wo jetzt die Kammerstücke sind, war damals ein unpassendes Lokal, das Emberg hieß, aber Stemmberg genannt wurde: dort tanzten Mädchen von einer ungeschlachten bäurischen Schönheit, sie hatten etwas Dumpfes, ja Tierisches, tierisch in ihrer willenlosen Ergebung, tierisch aber auch in ihrer plötzlich ausschlagenden Wildheit, die jedoch gleich immer wieder in einen unwillkürlichen, man möchte sagen: kasernierten Rhythmus fiel, der Hohenfriedbergermarsch fuhr ihnen, wenn sie heiß wurden, in die Hüften, und man glaubte gewissermaßen auf einem Exerzierfelde von Mänaden zu sein. Diese Habachtstellung auch der Schamlosigkeit noch, diese Mischung von Unzucht mit Drill war schon, wenn auch bloß als Karikatur, noch sehr Berlin, altes Berlin, in das nun aber etwas Neues, etwas Fremdes drang, ein häßlicher Geruch nach wesenloser Großstadt, ein Geruch von Elend und Laster, nicht der Armut, sondern frech bewußter, höhnisch zur Schau getragener Schande: in die Roheit drang allmählich immer mehr Gemeinheit ein, und diese Gemeinheit wurde zum Geschäft, sie machte sich bezahlt, denn sie diente bald zur unentbehrlichen Belustigung, zur abendlichen Erholung der anständigen Leute von ihrer Tagesanständig-

keit. Das erste Zeichen, wodurch sich die beginnende Verwandlung eines Bürgertums in Bourgeoisie verrät, ist das Bedürfnis, für die Befriedigung der *nostalgie de la boue* vorzusorgen. Das deutsche Bürgertum, das Gustav Freytag an der Arbeit aufgesucht hat, fing allmählich zu bemerken an, daß ihm Geibel, Roquette und Baumbach, von denen ihm an Feiertagen seine Frauen vorschwärmten, nicht mehr ganz genühten. Es wäre sehr beleidigt gewesen, das was es sich eigentlich wünschte, beim rechten Namen zu hören. Es wollte sich nicht *encanaillieren*, aber es hatte nichts dagegen, in die Nähe davon zu kommen. Wo ein Wille ist, ist immer auch ein Weg, und so entstand eine neue Industrie zur Bedienung dieser noch unaufrichtigen Gelüste. Typisch dafür war das kleine Café Chantant des Berliner Nordens mit den Büsten des alten Kaisers, Bismarcks und Moltkes unter grellen bunten Lampen, mit Heil Dir im Siegerkranz und verlogenen Schmachtfetzen aus lustverseuchten Kehlen, mit Loreley, Zoten und Suff, ein patriotisch sentimentaler Bordellersatz, zur Abendandacht für Studenten, Referendare und Offiziere, für die Blüte der Nation, so daß der schüchterne junge Kaufmann in den hinteren Reihen sein Gewissen durch einen Blick auf diese vorbildliche Gesellschaft beruhigen konnte. Das war sozusagen die andere Seite der Butzenscheibenlyrik, ihre Nachtseite.

Jeden innerlich nicht ganz verdreckten Jüngling überwältigte der Ekel. In der Studentenschaft waren nicht viele geborene Berliner. Die meisten von uns kamen aus kleinen Familien kleiner Städte, Großvater war noch Bauer oder Handwerker gewesen, Vater hatte sich am'Rande des Mittelstandes emporgehungert, in ein kleines Geschäft oder in ein kleines Amt hinein. Das Einzige, was solchen Existenzen Halt und Trost gibt, ist das Gefühl ihrer Anständigkeit. Es ist auch das Einzige, was sie den Kindern zu bieten haben.

Gerade weil man den Kindern nichts anderes ins Leben mitzugeben hat, wird auf ihre sittliche Bildung so gedrungen. Zur Erleichterung bedient man sich im sittlichen Unterricht gern eines abgekürzten Verfahrens, man erzieht das Kind in der Fiktion, der Mensch sei gut von Geburt, es selber wünsche sich im Grunde nichts mehr als Recht zu tun, es merke das nur noch nicht, es verstehe seinen eigenen inneren Wunsch noch nicht, Laster beruhe nur auf einem Mißverständnis, Tugend rentiere sich viel besser, nicht etwa bloß dereinst drüben, sondern auch hier auf Erden schon, ihr Weg sei der zu Wohlstand, Reichtum und Ansehen, so decke sich die sittliche Pflicht durchaus mit dem Gebot des eigenen Vorteils; in der kleinbürgerlichen Moral jener Zeit stak ein verschrobener Calvinismus; im Vater, der, bettelarm vom Dorf zugewandert, es allmählich in der kleinen Stadt durch Fleiß, Rechtschaffenheit und Sparsamkeit zu knappem Wohlstand gebracht hatte, verehrte der Sohn eben darum schon ein sittliches Vorbild. Und war nun der Bub in der strengen Hut vorsorgender Eltern endlich so weit, daß er, nochmals mit tausend Warnungen, Mahnungen und Erinnerungen gesegnet, endlich das Vaterhaus verließ, um nach Berlin studieren zu gehen, ist es ein Wunder, daß ihn hier nach ein paar Wochen das Gefühl überkam, sein ganzes Leben lang bisher von Eltern und Lehrern nur immer infam belogen worden zu sein? Nichts als Lug und Trug zur Äffung der Dummen, um Kulis des Kapitals aus ihnen zu machen, war diese ganze „Sittlichkeit“ doch sichtlich: man mußte den ehrenwerten Bürger nur einmal erst im Chantant gesehen haben, da zeigte sie sich, da ward ihr Geheimnis offenbar! Wir schwelgten damals in Offenbarungen der bürgerlichen Sittlichkeit und merkten in unserer höhnischen Erbitterung gar nicht, wie viel selbst an diesem Wahrheitsfanatismus doch auch wieder nur maskierter Cant war.

Das kleine Bürgertum päppelte damals seine Kinder gern mit des braven Augsburger Domherrn Christoph von Schmid und des eifrigen Dresdner Jugendfreundes Franz Hoffmann veilchenblauen Erzählungen optimistisch auf. Aus so sanften Träumen durch den unerwarteten Anblick der Großstadt aufgeschreckt, hatte sie nun das Bedürfnis nach einem Vomitiv. Zola bot es an, zur Genesung von Paul Heyse. Welcher Stolz aber war es gar für uns, als sich dann auch noch unser eigener Zola fand, ein Berliner Zola: Max Kretzer, in dessen „Betrogenen“ und „Verkommenen“ unser tiefes menschliches Mitleid mit den Enterbten ebenso auf seine Rechnung kam wie der schadenfrohe Hohn, in menschlicher Gemeinheit zu wühlen. So sanken wir unmerklich in Nihilismus ein, und in den gefährlichsten, einen salonfähigen mit den besten Manieren, den Nihilismus, mit dem Ibsen nur immer höflich fragt: „Ist es wirklich groß, das Große?“, so lange freundlich, ja mit einem Anschein von Zärtlichkeit an jedem Ding klopfend, bis es hohl klingt. Für Ibsen, nicht den damals noch verborgenen mystischen, sondern den in Handschuhen sozialkritischen Ibsen mit dem unanstößig spöttischen Skeptizismus, zu dem man Orden tragen kann, schlug jetzt bei der deutschen Jugend die große Stunde. Gleich mein erster Aufsatz, den der Abiturient für eine Salzburger Zeitung schrieb, mein Debut als Journalist, vor einundvierzig Jahren, war eine Verteidigung der von Hugo Wittmann in der Neuen freien Presse spöttisch zerzausten Nora gewesen, nun bliess ich in Pernerstorfers „Deutschen Worten“ Alarm für Ibsen, und mit so vollen Backen, daß ich ihn dabei fast schon wieder wegblies. Es ist charakteristisch, nicht bloß für mich, sondern für das Tempo der ganzen Jugend damals, daß mein Aufsatz Ibsen „einen literarischen Johannes“ nennt, „der die Abkehr predigt von der Gegenwart und den Pfad weist, den der Erlöser der Zukunft

wandeln wird“, und daß ich seine Bedeutung „in der Geschichte der Weltliteratur“ (billiger gab ich es schon damals nicht!) in „seinem unvergeßlichen Verdienst“ zu sehen meinte, „die literarische Gegenwart gründlich abgetan, das Gefühl ihrer Unerträglichkeit zur äußersten Leidenschaft gesteigert und ihm das Mittel ihrer Überwindung gereicht zu haben: bringen wird diese Überwindung erst ein Größerer“. So herrlich eilig hatten wir damals in der schnaubenden Ungeduld unseres Glaubens an uns selbst! Und während mir in meinen fünf Berliner Semestern kein einziges Mal einfiel, ins Deutsche Theater zu gehen (das doch in meiner nächsten Nähe lag, bloß um die Ecke, doch unsere Verachtung des Theaters war zu groß!), saß ich mit Wolfgang und Wilhelm Heine bebend vor andächtiger Erregung im Residenztheater Annos draußen bei Rosmersholm, mit einem so gewaltigen Eindruck, daß ich mir bis zum heutigen Tage noch jeden Blick, jeden Schritt Emanuel Reichers und der unvergeßlichen Charlotte Frohn bewahrt habe.

1885 erschien ein Band Gedichte, der nannte sich mit Fug ein „Buch der Zeit“. Jede Stimmung unserer Jugend stand darin, ihr Leid, ihr Zorn, der Hohn, ihr Trotz, ihr Gram, ihr Grimm, aber auch ihr Ungestüm ihres zukunftsicheren Glaubens an ihre Sendung. Merkwürdig war dieser ganz neue Klang der alten Leier: denn dies konnten wir uns nicht verhehlen, daß hier die wilde verwegene Jagd nach Revolution noch den bravsten Geibeltrab ritt. Unser eigenes Pathos hörten wir hier zum ersten Mal, aber wie mit verstellter Stimme.

„Schon seh ich fern am Horizont  
Des neuen Tages neuen Schein,  
O laßt in seiner Frühe mich  
Der ersten Lerchen eine sein!“

Wir waren bereit mitzuschmettern, mußten aber gestehen,

daß uns eigentlich die Lerche doch ein schon ziemlich verbrauchtes lyrisches Requisit schien. Aber nach all den langweiligen Klagen stillen Heimwehs nach dem Posthorn wie herrlich, daß endlich einer sich mutig zur Schönheit der verleumdeten Großstadt bekannte, wenn er freilich ihren Ruhm gleich selber auch noch wieder auf dem Posthorn blies!

„Denn süß klingt mir die Melodie  
Aus diesen zukunftsschwangern Tönen;  
Die Hämmer senken sich und dröhnen:  
Schau her, auch dies ist Poesie!“

Uns schlug das Herz, denn hier war etwas ganz Neues, da wurde das Unpoetische für die Poesie entdeckt, nun saß sie nicht mehr in stillen Winkeln des Lebens, sie zog auf breiten Straßen einher, ihr gehörte die Welt in allen Weiten und allen Engen! Daß dieser junge Wein freilich aus alten Schläuchen floß, was lag daran? Arno Holz hat später einmal lustig erzählt, für ihn sei damals das Höchste, das „Entzückendste“ eine Zeile gewesen, „die wie eine Kuhglocke läutete“. Nun, im „Buch der Zeit“ läuteten noch alle Kuhglocken der alten Lyrik mit, aber sie läuteten Sturm, sie läuteten eine neue Jugend ein, solcher Glocken wollten wir mit Vergnügen die Kühe sein! Mit der unerbittlichen Selbstkritik, die seinem grandiosen Selbstgefühl beigefügt ist, hat er später seine „ganze damalige Lyrik keinen Pfifferling wert“ erklärt. Er kann so freigebig sein, weil er ja, so bald er einer Revolution ihr Stichwort gebracht hat, sich immer gleich nicht mehr um sie kümmert, sondern schon wieder zur nächsten wendet. Er hat 1885 mit dem „Buch der Zeit“ den Aufstand des „jüngsten“ Deutschland eröffnet, er schuf 1890 in der „Familie Selicke“ (eine „Tierlautkomödie, für das Affentheater zu schlecht“ nannte sie ein führender Kritiker) die Sprache des jungen Gerhart Hauptmann, ja

die Sprache des deutschen Theaters für die nächsten fünfzehn Jahre, und er schuf noch ein drittes Mal Entsetzen, 1899, durch seine „Revolution der Lyrik“, über den „freien“ Rhythmus hinweg zum „notwendigen“ Rhythmus empor; diese Revolution ist noch immer nicht aus, sie wirkt noch immer fort, es könnte sein, daß sie damit schließt, die Königsmacht der alten strengen Form wieder aufzurichten. Bis dahin hockt er vorderhand selber noch immer in einer Dachbude. Er ist die reinste Gestalt seiner Generation; die Tugenden, durch die Preußen einst groß war, hat er sich bewahrt.

Wir lernten ihn im Café Bauer kennen. Da haben wir uns manche Nacht heiß geredet, tief in die Zukunft hinein; hell klingt mir bis heute noch sein schnoddriger Enthusiasmus nach. Und unvergeßlich ist mir, wie wir dann einmal, Wolf Heine und ich, im knisternden Schnee zu ihm nach Niederschönhausen hinaus durch die Heide wanderten, in das „Idyll“, in dem er mit Johannes Schlaf hauste. Sie hatten nämlich einen Maecen gefunden, der ihnen, um den Hausmeister zu ersparen, für den Winter seine Sommerwohnung überließ. Da saßen die beiden Gefährten, in dicke rote Decken bis an die Nasen verhummt, vor den beißenden Eiswinden und heizten sich mit braunen Wolken aus ihren qualmenden Pfeifen ein, und mit ihrem „simsonstarken“ Glauben an die Sendung unserer Generation.

Holz rief mich, der 1887 von Berlin schied, 1890 aus Paris wieder nach Berlin zurück, an die „Freie Bühne“, die von ihm und Brahm mit S. Fischer gegründete Wochenschrift, aus der später die Neue Rundschau wurde. Holz, als geborener Agitator, während ich es nur in Anfällen war und dann immer auf einmal wieder ganz vergaß, hatte sich indessen für sein Programm, die „Sprache des Theaters“ durch die „Sprache des Lebens“ von der Bühne zu ver-

jagen und „statt des bisher überliefert gewesenen posierten Lebens mehr und mehr das nahezu Wirkliche zu setzen, mit einem Wort: aus dem Theater allmählich, das „Theater“ zu drängen“, ein wachsendes Gefolge kampfbereiter Jünger angeworben, und so kam eines Tages auch ein ratloser Schlesier zu ihm, der sich zuerst als Bildhauer versucht, dann in Jena Naturwissenschaften und Philosophie gehört, gelegentlich auch schon gedichtet hatte, doch noch immer nicht recht zu sich finden konnte. Der brachte ihm ein Stück, zu dem ihn erst Holz, der „konsequenteste Realist“, durch „Papa Hamlet“ ermutigt hatte. Das Stück hieß „Der Saemann“, aber es wurde von Holz umgetauft und, vielleicht leise symbolisch, „Vor Sonnenaufgang“ genannt. Am 20. Oktober 1889 im Lessingtheater aufgeführt, als zweite Vorstellung der „Freien Bühne“, die am 5. April begründet und am 20. September mit den „Gespenstern“ eröffnet worden war, erregte dieses „Schnaps- und Zangenstück“ einen Sturm sittlicher Empörung, in dem der arglose Dichter dann so harmlos und unschuldig erstaunt vor dem Vorhang erschien, daß der alte Fontane am nächsten Tag in der „Vossischen“ wohlgelaunt schrieb, er habe sich unwillkürlich der Worte erinnert, mit denen der verstorbene Geheime Medizinalrat Caspar sein berühmtes Buch über seine Physikats- und gerichtsärztlichen Erfahrungen begann: Meine Mörder sahen alle aus wie junge Mädchen.

Es war eine ganze Generation, die Generation der in den sechziger Jahren Geborenen, die Generation der jetzt in Jubiläen Bestatteten, die damals aus Hauptmanns erstaunten Mädchenaugen lächelnd auf das Toben herabsah.